



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ibsen und Björnson

Neckel, Gustav

Leipzig [u.a.], 1921

2. Wandlungen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-74001](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-74001)

Björnson setzte das in Bergen begonnene politische Wirken in Christiania fort, wohin er 1859 als Redakteur beim „Abendblatt“ übersiedelte. Aber der überquellende Eifer, womit er in den Streit um den Statthalterposten eingriff, wurde ihm zum Fallstrick: er mußte schon im nächsten Jahre seine Stelle aufgeben, man opferte den allzu stürmischen Patrioten „auf dem Altar der nationalen Angstlichkeit“. Die mancherlei Anfeindungen, die er erfuhr, be- stärkten ihn in der lange empfundenen Lust zu einer großen Reise, die ihm die Welt zeigen, seine Bildung vervollständigen und sein Ansehen stärken sollte. So machte er sich 1860 auf nach Deutschland und Italien, blieb anderthalb Jahre in Rom und kehrte erst 1863 heim. Die Reise hat ihn zum Manne gereift. Aber indem sie den Mittag des Lebens über ihn heraufführte, ist von den Flügeln seines Dichterroßes der blinkende Morgentau verdunstet.

2. Wandlungen.

Mit Wißbegierde und voller Erwartung tritt Björnson dem Neuen entgegen, das die Fremde ihm bietet; aber nicht mit der Sehnsucht, der Hingebung, dem Entzücken so vieler Italiensfahrer. So hat er denn in Rom, wie es scheint, keine eigentlichen Offenbarungen erlebt. Weder umstrickte ihn der geschichtliche Zauber der „Hauptstadt der Welt“ — er plante kein Juliandrama — noch zeugen seine Briefe von Empfänglichkeit für die Schönheit des Marmors und der Farben. Doch müssen die Malereien Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle auf ihn Eindruck gemacht haben, denn er hat später Vorträge über sie gehalten. Gewiß zog ihn in diesem Falle mehr das Lebensgefühl an, das in diesen gewaltigen Werken braust, und dem er sich verwandt fühlte, als das eigentlich Malerische. Im ganzen entsteht der Eindruck, daß Björnson in Italien einfach seine Erfahrungen erweitert, sein Wissen vervollständigt. Er studiert eifrig Sprache, Architektur, Kunstgeschichte und Weltgeschichte. Im übrigen ist er erfüllt von allgemeinen Gedanken und, wie er einmal schreibt, „fünffmal am Tage begeistert“ für hohe Ziele, so daß er seinen Bekannten durch diese dauernde Hochgestimmtheit zuweilen lästig fällt. An den Dingen in der Heimat nimmt er fortgesetzt den lebhaftesten Anteil, er bittet viel um Nachrichten, und dem Märchendichter Andersen gesteht er, daß eine so lange Ab-

wesenheit von daheim ihm unnatürlich erscheine. „Denn in diesem Punkt“, schreibt er, „sind wir wirklich wie Bäume; soll unser kleiner Zweig Frucht tragen, so muß er an seinem Baum sitzen bleiben. Keiner von uns beiden würde bei einem längeren Aufenthalt im Auslande umhin können zu verdorren.“

Dieses Bekenntnis wundert uns nicht; es ist ungefähr, was wir erwarten. Und so finden wir es auch in der Ordnung, daß sein Dichten in diesen Jahren sich fast ausschließlich auf vaterländischem Boden bewegt: das lyrisch-epische Gedicht „Bergljot“, das Drama „König Sverre“, die dramatische Trilogie „Sigurd Slembe“, die formenreiche Berserzählung „Arnljot Gelline“. Nur das ebenfalls schon auf der Reise begonnene Schauspiel „Maria Stuart in Schottland“ macht eine Ausnahme, und zwar auch insofern, als es ein prächtiges Gemälde der höfischen Renaissancegesellschaft entrollt.

Die Dramen setzen die mit „Zwischen den Schlachten“ begonnene Reihe fort. Sie sollen dem jungen Volke der Norweger die Ahnengalerie geben. Als Kunstwerke wiegen sie nicht schwer; das bedeutendste ist „Sigurd Slembe“, das in seinen drei Teilen „Erste Flucht“, „Zweite Flucht“, „Heimkehr“ das abenteuerreiche Leben eines norwegischen Kronprätendenten behandelt († 1139). Diese kraftvolle Persönlichkeit, wie die Sagas sie schildern, erinnerte den Dichter in manchen Stücken an sich selbst. Er nahm den Helden als einen Starken, der Neues will, aber den Widerständen unterliegt trotz seines höheren Rechtes, weil niemand „das einmal Bestehende, Gesetz, Überlieferung, Denkweise des Volkes, ungestraft mit Füßen tritt.“ Also eine Absage an den einzelnen, der sich zu hoch emporreckt, ähnlich wie später in den zwei Teilen von „über die Kraft“. Die Trilogie enthält fesselnde Auftritte und gelangt zu tragischen Wirkungen.

Echte Schönheiten finden sich auch in „Arnljot Gelline“. So hieß zu Beginn des 11. Jahrhunderts ein Verbannter aus der norwegisch-schwedischen Grenzlandschaft Jamtland, der sich mit seinem Kriegergefolge Olaf dem Heiligen auf dessen Zuge zur Wiedereroberung Norwegens angeschlossen hat und in der Schlacht gegen die Bauern bei Stiklestad im Drontheimischen (1030) mit dem König zusammen gefallen ist. Beim Lesen dieser Geschichte dachte Björnson an sich, der ja auch die Gefühle eines Vertriebenen — Kränkung, Stolz, Selbstprüfung — durchgekostet und mit den eigenen Landsleuten

hart gestritten hatte. So wurde ihm der Kämpfe Arnljot lebendig, und der Anschluß des Heiden an den Apostelkönig und sein Tod für diesen erschien ihm als die Überwindung des Vertrauens auf die eigene Kraft — wie es Arnljot in der Saga von sich bekennt, und wie es auch Björnson nicht fern lag — durch den Glauben an eine höhere Macht, in welchem auch Björnson Frieden fand, wenn er „der eigenen Stärke satt“ war. Dichterische Form aber gewannen diese Gedanken durch Anknüpfung an ein berühmtes älteres Werk der nordischen Romantik: Tegnér's Romanzenzyklus von Frithiof (1825). Auch Frithiof ist ja ein Landesverwiesener, der mit der Heimat hadert. Dieses Vorbild lieferte die Stilform — Romanzen in wechselnden Versmaßen, teilweise wie Dramenszenen gebaut —, und es lieferte die Nebenhandlung: der Held wirbt auf dem Ting um die Geliebte und bietet gleichzeitig Versöhnung, er wird abgewiesen und irrt nun als Seefahrer umher, getrennt von Ingigerd (Ingeborg), welche die Pflicht an die Thren fesselt. Aber als Charakter hat Arnljot wenig gemein mit dem fecken Jüngling des Schweden. Er unterscheidet sich von diesem Liebling der Leserinnen etwa so wie seine Irrfahrten von denen Frithiofs. Tegnér's Verherrlichung der heiteren griechischen Inselwelt konnte der heimwehliche Björnson nicht mitmachen, er führt seinen Helden auf das neblige Nordmeer hinaus und läßt ihn dort in Zwiesprache mit einem heidnischen Dämon, der, halb Odin, halb Thor, unter seinem Schiffsvolk erscheint, sein christliches Gewissen entdecken. Er hat das Kämpfen satt, die heidnische Verherrlichung der Kampfsfreude im Walhallglauben ist ihm ein Greuel, und sein Friedensangebot an die Samtländer kommt aus tiefstem Herzen. Das ist Björnsons Rechte, die er den Norwegern hinstreckt. Das blauäugige Mädchen, das Arnljot entführt, dann doch entläßt, da sie sich ihm weigert, und dessen Bild ihm bis zur Todesstunde vorschwebt, ist die Heimat Norwegen, die von Björnson so heiß umworbene, die ihn verstoßen hatte, und der doch immerdar sein Herz gehörte. Die Sprache ist kraftvoll norwegisch, reich an altnordischen Klängen — „der Kämpfe, der gehaßt wird, härtet sich zum Häuptling“ — und somit weit besser germanisch empfunden als die Tegnér's, die mit ihren mythologischen Bildern, unbeschadet der nordischen Herkunft dieser, wesentlich griechisch gedacht ist. Auch Björnsons Versbehandlung ist vollstündlich frei, formenreich und ausdrucksvoll, ganz anders als die akademische

Metrik des Schweden. Der Gipfel des Ganzen ist „Arnliots Sehnsucht nach dem Meere“, ein Stück, das, wenig glücklich unter dem Titel „Das Meer“ losgesprengt, auch unter den „Gedichten“ sich findet.

Sehen wir den Dichter nach seiner Rückkehr im Jahre 1863 wieder frank und frisch sich in der Öffentlichkeit bewegen und gelegentlich um sich beißen wie ein gereizter Wolf, so erscheinen die mittelbaren Bekenntnisse seiner Dichtungen in eigentümlichem Licht. Man möchte es kaum glauben, muß sich aber doch damit vertraut machen, daß im Innern eines bedeutenden Menschen so weite Abstände der Stimmung durchmessen werden. Auch später hat Björnson Weiches, Zartes und Tiefes, was er als Politiker nicht zur Geltung bringen konnte, in seine Werke geflüchtet; so im „Redakteur“ und in „Paul Lange und Tora Parsberg“.

Björnson stürzte sich jetzt so recht in den Strudel des öffentlichen Lebens. Auch früher hatte er nicht beschaulich gelebt, aber doch still im Vergleich mit der Betriebsamkeit dieser Jahre. Er genoß jetzt als gefeierter Dichter und weitgereister Mann erhöhtes Ansehen; ja, die Verleihung des Dichtergehalts stempelte ihn vor aller Welt zu einer Art Nationalhelden, zum Poeta laureatus des Landes. Als der Krieg von 1864 den skandinavischen Patrioten die große Enttäuschung brachte, da war auch Björnson verstimmt, im gleichen Sinne wie Ibsen, aber ungleich weniger heftig, wir sehen ihn mehr klagen als entrüstet schelten, seiner Natur gemäß. Und doch bedurfte er einer Ablenkung, und er fand sie im kräftigen Wirken nach außen. Zwei Jahre war er Direktor des Christianiatheaters, zwei Jahre, die diese Anstalt zu nie dagewesenem Glanz emporgeführt haben, dank Björnsons Eifer und Begabung, in der auch die geschäftliche Geschicklichkeit nicht fehlte. Das Theater verstand seine wahren Interessen schlecht, als es 1867 den Vertrag mit dem Dichter deshalb nicht erneuerte, weil dieser eine größere Machtvollkommenheit forderte, als man ihm zugestehen mochte. Zur selben Zeit kämpft Björnson politisch wiederum gegen die Engerknüpfung der Union, das hieß diesmal gegen den sog. Aschehousgschen Unionsvorschlag, teils als Schriftleiter beim „Norwegischen Volksblatt“, teils als Vorsitzender im sog. Studentenverein, d. h. im Verein ehemaliger Studierender von Christiania. Und wiederum weckte er starke Gegnerschaft gegen sich auf. Zeitlebens wurden ihm Schwierigkeiten gemacht von Leu-

ten, denen sein ganzes Wesen, seine Lautheit, sein Hang zur Pose, sein dichterischer Schwung, gegen die Natur war, weil sie selbst, der überwiegenden nicht nur nordischen, sondern überhaupt germanischen Volksart gemäß, wortfarg und nüchtern waren und nicht genug Bildung besaßen, um sich gegen solche, die anders waren als sie, rein betrachtend oder gegebenenfalls genießend zu verhalten. Zuweilen fühlte Björnson sich geradezu als ein Verfolgter und stand dann innerlich wohl kaum auf der Höhe seines König Olaf (in „Arnljot Gelline“), der es den Norwegern zum Lobe anrechnet, daß sie ihren Standpunkt gegen ihn hartnäckig vertreten. Und doch konnte nichts ihn abhalten, seine Überzeugungen offen auszusprechen, und zwar ohne Zögern, sobald sie einmal da waren.

Bald nach dem Deutsch-Französischen Kriege sah Björnson sich veranlaßt, seine Meinung in einer wichtigen politischen Frage gründlich zu ändern. Während des Krieges hatte er die in Norwegen herrschende deutschfeindliche Stimmung mitgemacht, wie er auch den anfänglichen Glauben seiner Landsleute an den sicheren Sieg der französischen Waffen geteilt hatte. Als es aber anders gekommen war, paßte er sich allmählich an die neue Lage an. Er dachte nach über die Gründe der französischen Niederlage und fand gewisse sprichwörtliche Mängel der französischen Nation stark daran beteiligt. Auf der anderen Seite besann er sich auf die Bluts- und Kulturgemeinschaft mit Deutschland; er sagte sich: wir sind Germanen, und es ziemt sich, daß wir zusammenhalten. Endlich lag dies ja offenbar auch im Interesse von Norwegens Gedeihen. Kaum war dies alles Björnson klar, so bekannte er seinen „Pangermanismus“ in einem Zeitungsartikel, worin er zur Signaländerung aufforderte, und bald auch in einer Rede in Kopenhagen. Die dänischen und sonstigen nordischen Patrioten waren nicht gesonnen, ihm dies zu verzeihen. Man kündigte ihm in aller Form die Freundschaft auf. Aus der Redaktion einer angesehenen Zeitschrift („Für Idee und Wirklichkeit“) wurde er genötigt auszuschcheiden. Und lange noch bekam er Nackenschläge zu spüren ob seiner nationalen Laubeit — er, der beste Patriot, den Norwegen seit Bergeland gehabt hat.

Björnsons Patriotismus hatte sich verändert, er hatte neue Farbe angenommen, Schlacken abgestoßen. Und zwar nicht erst nach 1871, sondern vermutlich schon seit der Reise 1860—1863, wo er das Eigenrecht der fremden Völker, auch der Deutschen, hatte empfinden

lernen; ja, man kann sagen, daß der kriegerische Patriotismus ihm immer nur als etwas Fremdes außen angehangen hat. Von Hause aus lebte in Bjørnson, dem Manne des praktischen Christentums und Schüler Bergelands, neben der norwegischen eine Weltbürgerseele, und wenn er nun sein pangermanisches Gefühl bekannte, so war das nichts wesentlich anderes, als wenn er in den fünfziger Jahren den Skandinavismus in sein Herz aufgenommen hatte, und als wenn er in späteren Jahren einen deutlichen Internationalismus zur Schau trägt: er hat einfach nach und nach die Ringe kräftiger ausgemalt, die sich um den engen, warm leuchtenden Heimatkreis anfangs nur schattenhaft herumlegten, erst den allnordischen, dann den allgermanischen, schließlich den alleuropäischen oder menschheitlichen. Dazu verhalfen ihm seine Reisen mit der Erweiterung des Gesichtskreises, die sie brachten, und die Bjørnson immer mit vorbildlicher Ehrlichkeit und Gründlichkeit verarbeitet hat: erst die Studentenfahrt nach Stockholm und Uppsala nebst der Reise nach Kopenhagen, dann die Aufenthalte in Deutschland und Italien, endlich ein Ausflug nach Amerika und wiederholte Besuche von Paris. Diese Entwicklung Bjørnsons ist eine recht nachdenkliche Sache. Sie war nur möglich auf dem Grunde einer Gesinnung, die dem Hassen und dem Kriege abhold ist. Und sie war ein organisches Wachstum, wie wenn ein Baum Ringe ansetzt: über den weiteren Ringen vergaß Bjørnson nie die engeren und am wenigsten den engsten, das Vaterland, das immerdar seinem Herzen am nächsten gestanden hat, wenn er auch seit der ersten Auslandsreise den verklärenden Blick auf heimische Dinge verlor und die norwegisch-patriotische Ideologie verlernte.

Diese Umfärbung des Bjørnsonischen Patriotismus läßt sich an seinen Werken verfolgen, am deutlichsten an den Erzählungen, weil in diesen der Verfasser unmittelbar sich äußert. Hält man neben die drei ersten Bauerngeschichten das „Fischer mädchen“ von 1868 oder „Eisenbahn und Kirchhof“ von 1872, so drängt der Unterschied in der Beleuchtung sich auf. Die norwegischen Bauern sind nicht mehr allein auf der Welt, und ihre angeborene Vortrefflichkeit wird fühlbar niedriger eingeschätzt. Des Fischer mädchens Lebenslauf führt vom Strande einer kleinen Hafenstadt über Bergen und ein ländliches Pfarrhaus auf die Bühne der Hauptstadt, wo der schwarzhhaarige Wildling den Beruf findet, der von Anfang an in ihr

schlummerte; die haugianischen Bauern — die Freunde von Synnöve's frommen Eltern! — erscheinen als beschränkt und kulturfeindlich, ihre Verwerfung von Musik und Tanz ist viel unfreundlicher gemeint, als wenn Synnöve heimlich das Tanzen gelernt hat. „Eisenbahn und Kirchhof“ zeigt das Aufeinanderprallen der alten und der neuen, Eisenbahnen bauenden Zeit in einem abgelegenen Kirchdorf. Es stehen einander gegenüber Knut, der Vertreter des Alten, das sich im Gottesacker verkörpert, und Lars, der Streber, der Fürsprecher der Eisenbahn. Dieser siegt äußerlich, jener moralisch. Aber der Lauf der Welt wird dadurch nicht aufgehalten: „Geschehenes hat immer seine Berechtigung in sich selbst, die man allmählich herauszufinden gezwungen wird, wenn es nun mal nicht anders sein kann.“ Diese späteren Volkserzählungen wirken nüchtern, trockener als ihre taufrischen Vorgänger. Sie haben weniger poetischen Duft in sich.

Im gleichen Jahre 1872 erschien ein Nachzügler der Geschichtsdramen, „Sigurd der Jerusalemfahrer“, die eng an die Saga angelehnte Dramatisierung des Lebens eines Norwegerkönigs aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, ein Volksstück, wie Björnson es selber genannt hat. Damit meinte er ein Stück, das jedes Alter und jeden Bildungsgrad ansprechen könne, jeden auf seine Weise, und bei dessen Aufführung daher auch die Freude des Zusammengehörigkeitsgefühls müsse erlebt werden können. „Die gemeinsame Geschichte eines Volkes ist hierzu am brauchbarsten, und ich meine, sie darf dramatisch gar nicht anders (als vereinfachend) behandelt werden.“ Dieses Unternehmen ist bezeichnend für den Volksmann und Patrioten. Aber vor 1860 hätte er nicht von der gemeinsamen Geschichte „eines Volkes“ gesprochen, sondern von unserer gemeinsamen Geschichte.

Im Sommer 1873 war wieder einmal die Zeit reif für Björnson. Daheim hielt man nicht Schritt mit seinem Wachstum, man verstand ihn nicht, beengte und störte ihn. Er brauchte Ruhe zu dichterischer Sammlung. So zog es ihn von neuem nach Rom. Er suchte nur den Abstand, nicht etwa italienische Lüfte. Lieber hätte er einen ruhigen Fleck zu Hause in Norwegen gehabt. In dieser Stimmung trafen ihn Briefe seiner grundtvigianischen Freunde, die von dem Ausbau der 1867 im Gudbrandsdal gegründeten Volkshochschule sprachen und Björnson den Vorschlag machten, zu ihnen überzu-

siedeln und das Gut Aulestad zu kaufen. Diese Aussicht zog den Dichter sofort ganz in ihren Bann. Er erkundigt sich genau, läßt sich Pläne kommen, träumt von herrlichen Tagen in ländlicher Stille inmitten seiner Freunde und prächtiger Bauersleute und bleibt in Rom nur, um zwei begonnene Arbeiten zu Ende zu führen. „Der Redakteur“, der 1874, und „Ein Bankrott“ (En fallit), das 1875 erschienen ist. Im Sommer 1875 schon sitzt er als Gutsherr auf Aulestad, und ein Brief an seinen Verleger Hegel (Inhaber des Verlagshauses Gyldenbal in Kopenhagen) vom 25. Juni strömt tiefe Befriedigung aus über die Harmonie der Gegenwart, wo Glockenklänge, Choräle im Hause, Kinderspiele, Pferdewiehern und das Brüllen der Kühe zu einem wohligen Gesamteindruck verschmelzen und ein Bild, ein goldenes, vorschwebt: Aulestad, mit seiner gesamten Bevölkerung, soll Licht- und Wärmequelle für ganz Norwegen werden.

Es kam anders. Ehe wir aber dies verfolgen, müssen wir einen Blick werfen auf die eben erwähnten beiden Dramen. — „Der Redakteur“ ist unmittelbar erwachsen aus des Verfassers eigenen Erfahrungen im politischen Leben. Die skrupelfreien und schonungslosen Methoden der Presse werden gegeißelt. Die Handlung gipfelt darin, daß ein edler Mann, Halvdan Rein, an einem Blutsturz stirbt, der ihn unter dem unmittelbaren Eindruck eines gemeinen Zeitungsartikels befällt — eine etwas krasse und gesuchte Erfindung, die übrigens bei Björnson insofern mehrere Seitenstücke hat, als starke Gemütsbewegung als Todesursache bei ihm öfters vorkommt. Auch anderes findet sich in diesem Stücke, was allzu absichtlich wirkt, nicht genügend künstlerisch freigemacht ist vom Erleben. Die zweite Szene des ersten Aufzugs enthält in Worten des Arztes ein Art Programm des Dichters, eine Kriegserklärung an den Zeitgeist, weil in ihm die Politik vorherrscht, die statt Menschen Versteinerungen fordert und die Wärme des Herzens, die Sehnsucht der Phantasie in den Bann tut und damit das germanische Empfinden matt setzt, jene Politik, die nicht die unsere ist und unser gutes Menschentum verwüstet. Man hört in diesen Worten Arnliot, der „dem verlogenen Krieg“ die Absage erteilt, und man hört Paul Lange — in Björnsons letztem dramatischen Meisterwerk —, wie er klagt über die Wolfsinstinkte seiner Verfolger.

Weit höher als dieser erste Versuch in der dramatischen Darstellung moderner Verhältnisse steht das zweite Drama, „En fallit“

(vgl. oben S. 57). Diesen Stoff hatte Björnson schon lange mit sich herumgetragen. Den Keim darf man finden in Bergener Einbrüchen vom Jahre 1858. Damals, als in der Stadt eine Geschäftskrisis ausgebrochen war, war der junge Björnson im Geiste altüberlieferter Kanzelkritik an der Gesellschaft losgezogen gegen die Spekulanten und ihre Bundesgenossen in der Stadtverwaltung. Man sieht, wie weit die Wurzeln von Björnsons Gesellschaftskritik zurückreichen, und daß ihre Voraussetzungen, somit auch die von Ibsens „Stützen“ und der folgenden Kampfdramen, in der christlichen Predigt liegen. Dieser Herkunft gemäß bleibt Björnsons Kritik in diesem Werke christlich, aufbauend. Sie verfährt gemäß dem Satze, daß mehr Freude sein muß über einen Sünder, der Buße tut, als über hundert Gerechte. Am stärksten tritt die Güte des Dichters gegenüber seinen Menschen hervor im letzten Akt, den man als überflüssig bezeichnet hat, der aber doch das Ganze, so wie Björnson es dachte, erst rundet.

Der Erfolg war ungeheuer, vielleicht der größte, den ein norwegisches Drama je gehabt hat, was angesichts der Aufführungszahlen der Ibsenschen Stücke nicht wenig sagen will. Es erklärt sich größtenteils aus dem besonders starken Widerhall, den Tjeldes Fall und Bekehrung im Lebensgefühl der modernen Menschheit wecken. Wir alle sehnen uns nach der Verwirklichung des Guten und lassen uns gern ermutigen in unserem Glauben daran.

Besonders gelegen kam dem Dichter die geschäftliche Seite dieses Erfolges, denn Aulestad wurde erheblich teurer, als berechnet war. Und auch sonst erwies sich Björnsons auf diesen Landsitz gebauter Lebensplan als verfehlt.

Die Hauptsache hierbei ist, daß die Menschen, auf deren Bekehr er sich so gefreut hatte, ihn bald enttäuschten. Am 15. Juli 1875 bereits schreibt er das Folgende: „Ich wundere mich über die Verlekerung hier bei uns zu Lande, über den Mangel an Geist, den Widerwillen gegen Geist, worunter unser kleines Leben leidet. Und das Christentum, das wir haben! Ein Christentum, das an einen allmächtigen Gott glaubt, aber das Leben, das unter seiner Aufsicht geführt wird, in dem Grade beargwöhnt, daß sie glauben, es führe nach allen Seiten ins Verderben, so daß es nur eins gibt, dessen sie sich getrösten, nämlich das Gericht, welches einst die böse Welt vernichten soll!“ Diese unmutigen Worte sind eingegeben

durch frische Aulestader Eindrücke, durch Erlebnisse mit den „liebenswürdigen“ Freunden, Christopher Bruun, Janson, Drude und wie sie alle hießen. Diese Leute waren ihm zu eng, zu einseitig. Besonders Bruun, der bedeutendste unter ihnen, wurde ihm bald zu finster und pietistisch, zu lebensverneinend, so daß er seine Gegenwart wie einen Druck empfand und sich erleichtert fühlte, wenn er fort war. So dachte er denn auch selber schon an neue Reisen. Er sehnte sich zurück nach den „Gedankenozanen“ da draußen, und besonders nach Berlin, wo er „das ernsteste, kräftigste, kurz dasjenige Geistes- und Charakterleben“ gefunden hatte, das er liebte. Er bekennt, was er seinen Auslandsreisen verdankt: die Einsicht, daß es „mehr Dogmen gibt als die meinen, mehr Formen, mehr ehrlichen Willen, mehr hohe Ziele, mehr Wege zu dem, was wir alle lieben“. Die „liebenswürdigen Freunde“ wußten diese Einsicht nicht zu würdigen; ihre Engherzigkeit, ihr Widerwille gegen Geist, ihr Hang zum Verkern hinderten sie daran. Kein Wunder, daß Björnson kritisch gegen sie wurde, kritisch auch gegen ihre Anschauungen. Er, der von Natur Gutmütige und Duldsame, wurde sich jetzt bewußt, daß es gegen dogmatische Verstocktheit überlegene Waffen des Geistes gab. Bisher war ihm der Gedankenvorrat der modernen Wissenschaft nur oberflächlich nahegebracht worden, vermutlich rein gesprächsweise; und er hatte diese Dinge nicht als dem Christentum feindlich empfunden; bei dem undogmatischen Charakter seines eigenen Christentums brauchte er das nicht. Jetzt aber ging ihm der Gegensatz auf, und bei den wahrscheinlich recht häufigen Meinungsverschiedenheiten und Verstimmungen im Aulestader Kreise wurde ihm klar, daß er selber auf dem Boden der wissenschaftlichen Weltanschauung stand, nicht auf dem der andern. Die natürliche Folge war, daß er sich zunächst dieser seiner Weltanschauung völlig zu versichern suchte. So zog er sich mehr und mehr in sein Arbeitszimmer zurück und las Bücher, die er sich aus dem Auslande kommen ließ, zunächst kritische Schriften über die christliche Überlieferung und Praxis, so Kierkegaards Werke, dann auch bibelkritische und religionsgeschichtliche, später Darwin und besonders Spencer. Bei diesem Studium ging Björnson eine neue Welt auf. Er erkannte mit der liberalen Theologie, daß die überlieferten Dogmen der Kirche, die er bisher hatte gelten lassen, ohne daß sie für ihn viel bedeuteten hatten, fast samt und sonders hinfällig waren,

weil lediglich in Menschenhirnen entstanden, und auf gar menschliche Weise. Er gab also den „Kinder glauben“ auf, zu dem er sich vor nicht allzu langer Zeit noch stolz bekannte. Er ersetzte ihn durch die Innerlichkeit in Rierkegaards Sinne, den Geist der Wahrheit und Weisheit. Und dieser neue Geist kam über ihn wie eine Offenbarung. Seine Natur bedurfte einer Religion, eines Glaubens, und sie konnte den alten Glauben nicht aufgeben, ohne alsbald einen neuen an dessen Stelle zu setzen: es war der aus dem Geist der Wissenschaft geborene Glaube an den Wert der Wahrheit, an die Pflicht, ihr rücksichtslos zu dienen und die Lüge in jeder Form zu bekämpfen, an den Sieg des Guten und an die Bervollkommnung der Welt im Sinne der Entwicklungslehre. Von jeher war Björnsons Religiosität im Grunde ein Lebensglaube gewesen. Jetzt wechselte dieser Lebensglaube eigentlich nur die Schale: die alte, das christlich-mittelalterliche Gedankengerüst, war morsch, war zu „Staub“ geworden, es bedurfte nur eines Lustzuges von außen, damit sie wegstäubte; die neue — ihrem Wesen nach nicht minder vergänglich, aber dem Kern besser angepaßt — bestand aus den Theorien Darwins und Spencers.

Wiederum duldeten Selbstsicherheit, Mitteilbarkeit, Volkserziehertrieb kein langes Schweigen. Im Mai 1876 beginnen die öffentlichen Rundgebungen Björnsons von seinem geistigen Erwachen. Die meisten sind kritisch, und zwar scharf kritisch gegen Dogmatik und Theologie (d. i. die damalige norwegische Theologie unter Gisle Jonsen). So hat Björnson in der Presse den Höllenglauben angegriffen, bald darauf die Göttlichkeit Christi. Diese Polemik entsprang nicht aus Freude am Zerstören, sondern aus Entrüstung über die „Lüge“ und aus der Erkenntnis der Lebensfeindlichkeit und Unschönheit dogmatisch gebundenen Denkens. Weit mehr in seinem Element war Björnson da, wo er positive Werte verkündete, und da hat er Worte gesprochen, die seinen Zuhörern unvergeßlich geblieben sind, so in seinem berühmten Vortrag über das „Sein in der Wahrheit“, der im Oktober 1877 im Christianiaer Studentenverein gehalten wurde. Er hat später seine Lehre, wie früher die christliche, in Oden und Kantaten verherrlicht.

Aber auch die Dramen und Erzählungen seit 1877 legen kräftiges Zeugnis ab. Die schon vorher begonnene Gesellschaftskritik nimmt in diesem Jahre bedeutend an Schärfe zu.